

Verlags-Verlag
In Halle und Verlagsort 9, 50 S.
Preis 1 Mark 50 Pfennig

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die erste Zeile 20 Pfennig
Für die zweite Zeile 15 Pfennig

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Donnerstag 9. Juli 1896.

Berliner Bureau
Berlin SW, Grenadierstraße 4

Die neuen Offiziers-Bekleidungs-Vorschriften.

Nachdem im Januar 1895 ein Entwurf der Anzugsbestimmungen und bald darauf ein solcher der Bekleidungs-Vorschriften für Offiziere und Sanitätsoffiziere des preussischen Heeres ausgegeben worden war, sind beide seitdem als endgültige Bekleidungs-Vorschriften u. s. w. in Ausführung gelangt, aus welcher wir die bemerkenswerthen Veränderungen hervorheben wollen, zumal diese auch die Offiziere des Beurlaubtenhandes besonders interessieren. Die Vorschriften über die Beschaffenheit der einzelnen Uniformstücke treten bei allen Neubekleidungen in Kraft und das Auftragen nicht probenmäßiger Stücke ist nur bis 1. April d. J. zulässig.

Für den Paradeanzug ist bestimmt worden, daß die unzerkleinerten Offiziere der Infanterie u. s. w. lange Hosen zu tragen haben, während im Entwurf Stiefelhosen und lange Stiefel vorgesehen waren; auch ist das Tragen langer Hosen fortan beim Gerichtsdienst, bei Meldungen auf Reisen, beim Kirchgang, bei Kontrollveranlassungen gestattet. Dies ist auch der Fall für Offiziere der Beweibungsämter, Bezirkskommandos, Invalidenhäuser, Zeug- und Feuerwerks-Offiziere, sowie alle sonstigen Offiziere, welche nicht dienlich beritten sind und ihren Dienst nicht bei der Truppe verrichten, endlich für sämtliche inaktiven Generale und Offiziere. Dabei ist bemerkt, daß es für Infanterieoffiziere überhaupt lange Dackhosen nicht mehr gibt.

Zum Dienstanzug ist von allen Offizieren mit Ausnahme der Hularen die neu eingeführte Feldbinde zu tragen, welche in einem Leibzug aus gestärktem Scherwamb mit bronzener Schloß zum Zufassen besteht. Die weitere Beschreibung der Feldbinde, sowie etwaige Abweichungen für einzelne Truppenteile, die übrigens für die Einheitlichkeit dieses allgemeinen Feldzeichens nicht einmal erwünscht sind, und die Ausgabe von Broden stehen noch aus. Dasselbe ist der Fall mit dem Waischiff, dessen Tragen für Offiziere gestattet ist, sobald die Mannschaften die Kapotte überziehen oder die Ehrenstangen anlegen. Die Feldbinde, welche keineswegs als Ersatz für die (nur zum Paradeanzug, behaltene) Schärpe dienen soll, wird ebenso wie diese über dem Paletot (Mantel) getragen, es sei denn, daß dieser nur vorübergehend angezogen wird. Zum kleinsten Dienstanzug darf neben dem Waischiff und Lieberrock auch die Kiewta getragen werden, und zwar außer in geschlossenen Diensträumen a) innerhalb der Kaserne und der damit zusammenhängenden Reitbahnen; b) beim Dienst mit Mannschaften jedoch nur, wenn diese oder ein Theil derselben in Kaserne oder Drillplatz erscheinen; c) zum Dienst außerhalb der Kaserne, insofern die Mannschaften nie zu erscheinen; d) außer Dienst auf Truppenübungs- und Schießplätzen, in der Ortsunterkunft (außer in Städten) und im Waischiff. Auf der Straße (auch für den Hin- und Rückweg zum Dienst) ist das Tragen der Kiewta außer den unter c) und d) beregten Gelegenheiten verboten, jedoch beim Radfahren gestattet. Die

Kiewta ist somit ein richtiges „Kommobjackel“ geworden.

Für die Offiziere ist zu allen Waffen mit Stahlschärpe ein neues Portepee zur Einführung gelangt, welches dem von der Kavallerie- und Artillerieoffizieren bisher getragenen sogenannten Kavallerie-Portepee in jeder Beziehung gleich ist. Dasselbe wird das Portepee neuer Art endgültig befestigt, welches sich mit seinem ledergeflochtenen einfachen Silberband von vorn herein in der Tragung als minderwertig und dadurch für den Offizier als schicklich erwiesen hatte; diesem nach siebenjährigen Dasein erledigten Ausrichtungsfeld werden vielleicht nur diejenigen Händler eine Ehre nachzuweisen, die noch einen größeren Vorrath davon haben, der nun unverkauft bleiben dürfte. Das Portepee alter Art, in der Form, wie es die Beamten tragen, wird dagegen zum Stichdegen weiter getragen; ein solcher Degen in Lederheide wird außer von den Kürassieroffizieren noch von Zeug- und Feuerwerks-Offizieren geführt.

Bei dem Regentoppel der Offiziere der Fußtruppen ausschließlich Infanterie sollen die Trageriemer beratt geschmalt werden, daß er ungeschliffen, nicht aufgeschaltete Degen, ohne anzulösen, schwebt; Hinterbergschleppen und Kapseln auf dem Waischiff ist also nicht gestattet.

Für die Sanitäts-Offiziere ist die Bekleidung und Ausrüstung, abgesehen von den besonderen Abzeichen, wie für Offiziere der Linien-Infanterie, jedoch unter Fortfall von Schärpe, Feldbinde, Zornkette, Fernglas, Signalfarbe und Paradeüberdeck, außerdem der Stiefelhosen und hohen Stiefel für diejenigen Sanitäts-Offiziere, welche ihren Dienst nur in den Kasernen, bzw. nicht bei der Truppe verrichten. Diese haben sich also zunächst die Ausgaben für die Stiefelhosen und hohen Stiefel unumhüllig gemacht.

Zur Beurlaubtenhande muß von den Offizieren und Sanitäts-Offizieren Uniform angelegt werden; bei jeder dienstlichen Veranlassung, und zwar bei den Kontrollveranlassungen Dienstanzug, lange Dackhosen, gestattete, bei Offizierswahlen feiner Dienstanzug (Müge); bei allen Festlichkeiten in Gegenwart des Kaisers und Königs, insofern nicht der Einzelne Veranlassung hat, in Hof-, Beamten-, Stände-, Ordens-, (Johanniter- oder Waischiff-) Uniform zu erscheinen; bei den Festlichkeiten von Militär- oder Kriegervereinen, bei den von diesen veranstalteten Festlichkeiten und bei Vereinigungen von Militärliebesvereinen; bei den offiziellen kameradschaftlichen Vereinigungen im Offizierskorps des Beurlaubtenhandes, insofern nicht der Bezirkskommandeur in einzelnen Fällen eine Ausnahme gestattet. Die Offiziersuniform darf außerdem angelegt werden bei sonstigen vaterländischen Festen und bei der eigenen Trauung, bei welcher der Paradeanzug vorgeschrieben ist.

Deutsches Reich.

\* Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg ist zum Präsidenten der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft für das Geschäftsjahr 1896/97 gewählt worden.

\* Der Finanzminister Miquel wird seinen Sommerurlaub erst Ende des Monats antreten. Wie alljährlich, begiebt sich der Minister auch in diesem Jahre zuerst auf einige Wochen nach dem Haag.

\* Der Staatsminister Freiherr v. Werfisch, der seit einigen Tagen wieder in Berlin weil, begiebt sich heute mit seiner Familie zu dauerndem Aufenthalt nach seinem Schloß Seebeck bei Großgörschütz in der Regierungskolonie Grützt. Ueber ein Interieur, dem der frühere Handelsminister von Seiten eines Berliner Lokalblattes „zum Opfer gefallen ist“, berichtet dasselbe in folgender Weise:

„Auf die Frage, ob der Minister des Interieurs einen Soutienwechsel oder nur einen Pionierenwechsel bedauere, antwortete Herr von Werfisch:

„Ich kann wohl so weit gehen, Ihnen zu sagen, daß meiner Ueberzeugung nach ein fundamentaler Soutienwechsel nicht beabsichtigt ist. Im Uebrigen muß ich mit Bezug auf diese Frage auf die Erklärungen des Herrn Reichsfinanzministers verweisen.“ Nähere Angaben über die unmittelbaren Ursachen seines Rücktritts zu machen, lehnte Herr von Werfisch mit dem Hinweis ab, es erhebe sich in seiner gegenwärtigen Stellung unheimlich, die Gründe für die Veranlassung seines Gehens in die Öffentlichkeit bringen zu lassen; auch widerspräche dies den Traditionen und Eigenschaften der preussischen Beamtenwelt. In dieser interessanten Aeußerung des Freiherrn von Werfisch liegt, wenn auch verhüllt, das Zugeländnis, daß doch ein kleinerer Soutienwechsel durch seinen Rücktritt in Aussicht genommen ist. Nach welcher Richtung hin der Kurs der Sozialpolitik eine Wendung erfahren soll, ist durch offizielle Beurteilungen genügend angedeutet worden. Es ist nicht eine Rückwärtsbewegung der Regierung beabsichtigt, die den Arbeitern gegen gewisse Leistungen entsprechende Arbeitsanträge auf Unterfertigung im Falle der vorübergehenden oder dauernden Erwerbsunfähigkeit bietet, wohl aber werden jetzt die unter dem Ministerium Werfisch ergangenen oder geplanten Vorschriften gewerbepolizeilicher Natur als zu weitgehend zurückgeführt. Gegenüber der einschlägigen Berücksichtigung des Arbeiters soll in Zukunft nach demselben gesehen werden wie bei der Sozialpolitik eine Wendung erfahren soll, ist durch offizielle Beurteilungen genügend angedeutet worden.

\* Für die rechtsseitigen Wirkungen, die das Bürgerliche Gesetzbuch über sich, liefert folgende, der „Allgem. Ztg.“ aus Darmstadt zugehende Notiz einen Beleg: „Wohl in keinem Lande machte sich der Wunsch nach einer Rechtsvereinigung durch ein gemeinsames deutsches Bürgerliches Gesetzbuch so lebhaft geltend, wie in Preußen. Der Land (7600 Quadratkilometer) weist in Folge der geschichtlichen Entwicklung des Territorialbestandes in rechtlicher Beziehung eine Zerstückelung auf, die auf engem Raume nur in Bayern übertroffen wird. In Abhängigkeit gilt das französische Gewetzbuch, während in Oberbayern und Starkenburg die Landesrechte der Landesherrn, die von der Sukzession und den Mediatisirungen (16, 17, 18. Jahrhunderte) neben dem Gemeinen Rechte Gesetzbuch besitzen. Hierher gehören die altbairischen Partikularrechte der Oberpfalz (Regenstettenhofen seit 1591) und Verordnungen von 1705, die Solmer Landesordnung (1571, 1579), das Wälsch Landrecht (1582), das Mainzer Landrecht (1735), die Verordnungen der Burg und Stadt Friedberg (1690), das Fuldaer Landrecht, das Grabener Landrecht u. a. Außer dem Mainzer, Solmer und Wälsch Landrecht sind in einzelnen Landesbezirken in Geltung: die Wormser Normalkon (1498-1542, 1561), das sog. Fölschische Gesetzbuch (1788), Rheinische Verordnungen, württembergische und badische

schwaben in dem Grade, als die neue Lebensweise zur Gewohnheit wird, worauf dann das Gesetz des Wohllebens um so mehr eintreibt. Ein leidendes Gemüth wird durch nichts schneller und fester erheitert, gekräftigt und beruhigt, als durch eine Reise. Die ist die Synopsidre, die vertriebliche Kaune, die Unlust zur gleichartigen Erholung nicht Anders, als die Folge der Ueberarbeitung, der Abspannung durch einseitige Arbeit. Ein verstimmt Habgoge, der seine bei dreivierteljähriger Arbeit in der Schule und dem Studirzimmer angegriffene Gesundheit alljährlich durch eine Reise erfrischt und dann froh und stark und wieder für neun Monate verjüngt beheimatet, pflegt zu sagen: „Oh, ich möchte den Schädel des Mannes freileiden, der die Ferien erlangt.“ Auch die Magenfrage ist auf der Reise eine sehr wichtige. Die meisten Reisenden verlangen, daß ihr Magen unterwegs ein stärkeres Nahrungsböhrnig zeige. Gewöhnlich ist das ja auch der Fall, aber nicht immer. Man esse auf der Reise nie zu viel auf einmal, denn mit überladenen Magen gehen oder fahren ist nicht gut und beschränkt sowohl Trägheit als auch Verdauungsleistung. Man esse öfter, jedoch nicht aber wenig und nachher. Auch mit dem Trinken muß man vorsichtig sein, besonders bei Fußtouren. Durstige Seelen fenne kein Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne sich an der verlockenden Gembrinnung zu laben. Diese werden schwerlich rüftig Fußgänger sein. Vieles Trinken erschläft und macht nur noch durstiger, während ein kurzes Ertragen des Durstes schon zeigt, daß das Durstgefühl nicht so schlimm ist wie es anfangs den Anschein hatte. Vollständig zu verwerfen sind die Schnäpse und Ristore, denn diese legen die Widerstandskraft des Organismus noch mehr herab als das Bier. Glaubst man den Magenenerden eine Anregung bieten zu sollen, so geschieht dies weit gelinder und wirksamer durch eine Tasse guter Bouillon, die man sich selbstherstellen kann, als durch ein mitgetonnenes Töpfchen Led'schen Fleischbrühe. Denn man darf nicht glauben, daß man es besser, so trinke man aus dem preibereiten Bequem. Gewöhnlich hält man das Trinken von kaltem Wasser für gefährlich, das aber ist eine Ueberzeugung. So wenig es dem Verzehren schadet, wenn er seinen überigigen Gaiumen und brennenden Magen durch Eiswürden küßt, so wenig schadet dem Wanderer der Genuß des erquickenden

Winke für die Reisezeit.

Von Dr. Wilhelm Leichen.

Das Reisen ist eins der wirksamsten und natürlichsten Mittel, um den Körper und den Geist zu erfrischen und sich vor Krankheiten zu bewahren. Aber das Reisen ist auch eine Kunst, und jede Kunst muß gelernt sein.

Damit sich eine Reise vorteilhaft und erfrischend gestaltet, ist es vor allen Dingen notwendig, daß der Körper gesund und leistungsfähig bleibt, denn selbst die interessanteste Reise durch die herrlichsten Gegenden verliert allen Reiz, wenn der Körper durch Ueberanstrengung oder Entbehrung krank oder schwach wird.

Das Maßhalten ist eins der Geheimnisse des angenehmen Reisens. Die Erholungsreise muß stets den Charakter des Vergnügens haben: das schließt alle Sorgen und Inneanmlichkeiten, jedes Hasten, Nattern und Ueberhören aus. Wenn sich nicht schon jene unpraktischen Reisenden begeben, die kaum den Juge entlassen, mit einem wahren Feuerzettel ihren Weg vorwärts stürzen? Wenn man aber zufällig diese Schnellläufer und Wettrenner nach drei oder vier Tagen wieder traf, dann waren sie überanstrengt, mühsam, kopfschmerzhaft. Nichts ist beispielsweise unglücklicher, als sich in den ersten Tagen einer Gebirgsreise zu überdrehen. Wer zu Hause wenig Gelegenheit und Zeit zu längeren Fußtouren hatte, der sollte am Tage seiner Ankunft in seiner Anfrangstation weder nichts im Auge haben, als seine Gelenke geschmeidig zu machen.

Eine Fußwanderung von zwei bis drei Stunden würde für den ersten Tag vollaus genügen. Auch am zweiten Tage soll diese Wanderung nicht zum Meisten überdrückt werden, denn erst kann man mit Erfolg größere Strecken zurücklegen. Ein weiteres Geheimnis der Kunst des Reisens ist eine richtige Marschrichtung. Im Gebirge muß der Städter seine Gewohnheit, bis in den Vormittag hinein zu schlafen, ablegen, will er nicht seinen Weg in den heißesten Tagesstunden zurücklegen. Das Marschtempo muß meist sein, in der ersten Stunde langsam, später kann es schneller werden, je nach der Kraft.

Beim Bergsteigen, wo die Dunge durch die Thätigkeit des Steigens ungewöhnlich in Anspruch genommen wird, soll man das Sprechen nach Möglichkeit vermeiden, denn auch zum

Neben gehört Kraft. Auch das Rauchen unterläßt man am besten beim Steigen. Beim Abstieg hagenen, der an die Lunge viel geringere Anforderungen stellt, rade und rauche nun nach Belieben. Also oft zu rauchen ist nicht zu empfehlen, denn nach jeder Raft ist erst ein gewisser Abstrich zu überwinden, was schließlich zu einer frühzeitigen Ermüdung führt.

Aber an Altembeholden leidet, der vermeide es, sich während der Erholungsperiode zu legen, denn durch die Körperhaltung beim Sitzen wird das Herzschiff durch die Baucheingeweide höher hinaufgedrängt, wodurch die Altembeholden nur noch vergrößert werden.

St man am Ziele angelangt, so überlasse man sich nicht fogleich der unbedingten Ruhe, sondern verbringe sich noch einige Bewegung, da man sich durch vor dem unbehaglichen Steifwerden der Beine bewahrt.

Große Angst hat der noch unerfahrene Reisende vor Erfränkungen. Die Gefahr einer Erfränkung ist auf Reisen und besonders im Gebirge sehr häufig, da der Körper durch die ungewöhnlichen Anforderungen zu einer größeren Ausdehnung angesetzt wird und die Temperatur im Gebirge gegen Abend püchlich sinkt. Doch die Sache ist nicht so schlimm, denn wer sich in den Tagen nur etwas in Acht nimmt, der wird sich späterhin kaum noch erkälten. Daher lude man sich im Anfang vor einer Erfränkung zu schützen, indem man den Fuß warm und trocken hält und den Oberkörper durch ein Waid schützt. Das Waid ist unfeinlich das einfachste und bequemste Bekleidungsstück auf der Reise, weit angenehmer und nützlicher als der Lebersieder.

Ein vorzügliches Mittel gegen Erfränkungen ist auch die Hauptpflege. Viele Personen, die sonst zu Hause auf eine fleißige Benutzung bedacht sind, glauben die auf der Reise, der vielfachen Unbequemlichkeit halber, vernachlässigen zu dürfen, das ist aber sehr falsch.

Viele Menschen, die selten reisen, fassen sich gleich nach der Abreise nicht ganz wohl. Das hat zwei natürliche Ursachen: einmal im Organismus selbst, meistens in der Weise, wie sie reisen. Das längere Verweilen im Freien, die veränderte Nahrung, das neue Klima, die ungewohnte Bewegung, der Verkehr mit Fremden, die neuen Eindrücke, alles das regt auf und verursacht oft Abspannung, Kopfschmerz, Appetitlosigkeit und Schlaflosigkeit. Solche Zustände sind aber in der Regel nicht gefährlich und gehen schnell vorüber. Sie ver-







**Wien, 2. Juli.** (Kassa) ... (Börse) ... (Währungen) ... (Geldmarkt) ...

**Berlin, 2. Juli.** (Kassa) ... (Börse) ... (Währungen) ... (Geldmarkt) ...

**Frankfurt, 2. Juli.** (Kassa) ... (Börse) ... (Währungen) ... (Geldmarkt) ...

**Paris, 2. Juli.** (Kassa) ... (Börse) ... (Währungen) ... (Geldmarkt) ...

**London, 2. Juli.** (Kassa) ... (Börse) ... (Währungen) ... (Geldmarkt) ...

**Brüssel, 2. Juli.** (Kassa) ... (Börse) ... (Währungen) ... (Geldmarkt) ...

**Coursnotierungen**  
der Berliner Börse vom 2. Juli.  
(Ordnungs-Cour.)

**Deutsche Fonds und Staatspapiere.**

Preuss. 4 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3/4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/4% R. 40 Stk.	145.75

**Deutsche Prioritäts-Obligationen.**

Preuss. 4 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3/4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/4% R. 40 Stk.	145.75

**Industrie-Aktien.**

Preuss. 4 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3/4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/4% R. 40 Stk.	145.75

**Ausländische Fonds.**

Preuss. 4 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3/4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/4% R. 40 Stk.	145.75

**Gilienbahn-Stamm-Aktien.**

Preuss. 4 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3/4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/4% R. 40 Stk.	145.75

**Obligationen industrieller Gesellschaften.**

Preuss. 4 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3/4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/4% R. 40 Stk.	145.75

**Deutsche Hypotheken-Pfandbriefe.**

Preuss. 4 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3/4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/4% R. 40 Stk.	145.75

**Gilienbahn-Stamm-Obligationen.**

Preuss. 4 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3/4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/4% R. 40 Stk.	145.75

**Bergwerks- und Hütten-Aktien.**

Preuss. 4 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 3/4% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/2% R. 40 Stk.	145.75
Preuss. 1/4% R. 40 Stk.	145.75

**Bekanntmachung.**  
Unter dem Rindvieh-Bestand der Viehhändler Gebr. Friedmann, Maternstraße 24, ist die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen und ist daher das gedachte Vieh mit Sperre gefesselt.  
Infolgedessen wird auf Grund des Verlasses des Herrn Regierungsräthens an Verlegung vom 29. November 1893 hierdurch bis auf Weiteres  
1. das Treiben von Rindvieh, Schweinen und Schafen außerhalb der Halle'schen Feldmarken, sowie  
2. die Verladung von Rindvieh, Schweinen und Schafen auf hiesiger Viehhaltung-Station بدون Ausführung nach Stationen außerhalb des hiesigen Stadt-freies verboten.  
Halle a. S., den 7. Juli 1896.

**Ein schönes Landgut.**  
220 B. Morgen gutes Land, Vergrößerungsfähig mit geräumigen guten Gebäuden, 3 Morgen Garten mit Zierh. Mittelwald, u. kompletten lebenden und toten Inventar, prachtvoller, aufstehender Garten, 1 Stunde von Erfurt in zu verkaufen. Möchte Kaufmann sein, so verleihe Schriftstücke, ertheilt der Hüter unter Chiffre Nr. 60, postlagernd Eotzenheim b. E. (7833)

**Verband Halle a. S. und Umgegend.**  
**Bekanntmachung.**  
1. Donnerstag Abend 8 1/2 Uhr wird der Verbandsvorstande Herr Uebel in oberen Zimmer des Restaurant „Stadt London“ einen Vortrag über Arbeit und Ziele der deutschen Reichsfachschule im Allgemeinen und der des Verbandes Halle in Besonderen halten. — Danach Eintragung eines neuen Reichvereins in Stadt London durch Herrn Uebel. — Gönner und Interessenten sind höflichst eingeladen und herzlich willkommen.  
2. Sonntag 8 1/2 Uhr Veranlassung des Reichvereins Nr. 2319 im Vereinslokal Restaurant Wilhelmshaus, Gr. Wallstr. Nr. 8. Tagesordnung: Aufnahme neuer Mitglieder, Berathung über ein Gartenfest im Vereinslokal, Gommers. Mitglieder brauchen nicht mitgebracht zu werden, indem der Vorstande dieses Vereins, Herr Generalstabsarzt Pfeiffer, dem Verein aus eigenen Mitteln Vorkühler befreit und bereit hat.  
3. Sonntag Nachmittag wird der Verbandsvorstande Herr Uebel in Nielsen-Landung sein, um daselbst für die dies. d. d. einen Reichverein einzutreten. Der Verband steht daher etwaigen Vorschlägen seitens der Herren Gastwirthe von Nielsen-Landung des Vergabe eines Vereinszimmer sehr dankbar entgegen.  
Neue Reichvereine sind im Restaurant zum „Fisch“, Rathhausstr. 8, im „Gasthof „Gutenbergs“ in der Rindvieh- in den Gärten begriffen und werden die selben demnach von Herrn Uebel angezeigt werden.  
Der Verbandsvorstand.

**Bekanntmachung.**  
Die Ueberhöfste, welche in der vom 11. bis 16. Juni 1896 beim städtischen Leihkassam abgehandelt der Leihkassam Nr. 1896 verfertigen und erneuerten Handen (Fandnummer von 69461 bis 73447 und Handbücher in schwarzem Druck) ertheilt sind, sowie die in der Verfertigung frei gewordenen Handen sind innerhalb der einjährigen Verfallsfrist  
vom 10. Juni 1896 bis 9. Juni 1897  
bei der Kasse des Leihkassam gegen Rückgabe der Pfandheime und gegen Quittung in Empfang zu nehmen.  
Alle in dieser Zeit nicht abgehenden Ueberhöfste und freigewordenen Handen verfallen dem Verfallsfonds des Leihkassam bezw. der Darlehenkassam.  
Halle a. S., den 9. Juni 1896.  
Das Leihkassam der Stadt Halle.

**Für ein bestehendes industrielles Establishment wird größerer Kapitalist als Theilhaber gesucht.**  
Sicher zu verdienen sind 5 — 8 % , für 5 % wird Garantie geleistet. Offerten an die Exp. d. Zeitung unter Z. 8072.  
Delicate (1895)  
**Majes-Heringe!**  
feinster, Rostlos 400 franco, Fertige aller Art zu billigen Preisen bei  
M. R. Schultz, Steinf.  
200 Stück halbjährige  
**Ramb. Hammelkammer**  
find im Laufe d. Wts. abzugeben auf  
Domaine Wendenstein b. Hofleben.  
250 Stück  
**Hammelkammer,**  
davon 100 Stück halbjährige, verkauft  
Hinterzug überfassen  
b. Franckenhausen  
(Aufhäuser).  
8064]

**Die Buchdruckerei Otto Thiele**  
Halle (Saale), Leipzigerstrasse 87  
empfiehlt sich  
zur elegantesten und schnellsten Herstellung  
aller kaufmännischen Drucksachen  
wie Mittheilungen, Briefbogen, Couverts, Preislisten  
u. s. w. u. s. w.  
×× bei billigsten Preisen. ××  
Muster und Preise stehen jederzeit franco zu Diensten.  
Rthl 1. Zeitlaga.

**M. Klaus, Spiegelstraße 2.**  
empfeilt billig  
Alle reinwollene Strickfäden werden bei Entnahme von Stoffen mit 25 Pf. v. Wd. in Abrechnung gebracht. (8152)  
Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

**Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt**  
urn:nbn:de:gbv:3:1-17113370-1687216X189607091-17/fragment/page=0004

**Technikum** (Bestenfalls Maschinen- & Elektrotechnik)  
Hilfsmittel: Fachschul- u. Baugewerk- & Hochschullehrer  
Nachhilfskursus: Math., Physik, Chemie, Deutsch.  
Die Buchdruckerei Otto Thiele  
Halle (Saale), Leipzigerstrasse 87  
empfiehlt sich  
zur elegantesten und schnellsten Herstellung  
aller kaufmännischen Drucksachen  
wie Mittheilungen, Briefbogen, Couverts, Preislisten  
u. s. w. u. s. w.  
×× bei billigsten Preisen. ××  
Muster und Preise stehen jederzeit franco zu Diensten.  
Rthl 1. Zeitlaga.



Chadiſchi Aga.<sup>1)</sup>

Eine Skizze aus dem Leben im türkiſchen Armenien.

„Herr, erhöere mein Gebet und laß meine Klage zu Dir kommen“ . . . las Chadiſchi Aga halblaut vor ſich hin, als ich zu ihm in das Zimmer trat.

Chadiſchi Aga war ein ehrwürdiger Greis und der älteste Bewohner der Stadt Wan, es fehlten ihm nur noch vier Jahre an der Begehung ſeines 100. Geburtstages. In den letzten Jahren war er körperlich etwas ſchwach geworden, ſobald er nicht einmal mehr zur Kirche gehen konnte. Man hatte ihm deshalb in der Nähe des Fenſters auf einer Tachta<sup>2)</sup> ein Bett zurecht gemacht, auf welchem er unausgeſetzt liegen blieb. Sein Kopf war ganz kahl und ſein Bart, welcher ſchon vor vielen Jahren weiß geworden war, begann ſich wieder dunkler zu färben, indem er einen purpurnen Schein annahm. Chadiſchi Aga verbrachte die ganzen Tage mit der Lektüre religiöſer Bücher, von denen er jedes wohl ſchon hundertmal geſehen hatte. Er hatte eine ſolche Leidenschaft für dieſe Art Lektüre, daß er eines ſchönen Tages feierlich verſprach, demjenigen einige Goldlire zu ſchenken, der ihm einige fehlende Seiten aus ſeinem Thomas a Kempis abſchreiben würde. Selbſt des Nachts, wenn er keinen Schlaf finden konnte, pflegte er ein Licht anzuzünden und mehrere Stunden hintereinander zu leſen.

Chadiſchi Aga hatte früher einen ausgebreiteten Handel getrieben; die Einwohner von Wan und Erzerum kannten ihn alle und auch in Trapezunt war ſein Name allgemein bekannt. Er hatte daher mit vielen in dieſen, ſowie in zahlreichen anderen Handelsstädten lebenden Perſonen kommerzielle Beziehungen, ſogar Chriſtian Miri<sup>3)</sup> kannte ihn ſehr gut und nannte ihn nie anders als „den Patriarchen.“

Vor vier Jahren war Chadiſchi Aga noch am Leben, mir, dem Lehrer ſeines Enkels, begegnete er ſtets liebenswürdig und ehrerbietig, er hörte meinen Erzählungen mit Vergnügen zu und erzählte mir wiederum viel verſchiedene Begebenheiten aus ſeinem reich bewegten Leben, und in der That, die Erzählungen des Chadiſchi Aga enthielten viel Lehrreiches und Interessantes.

Als ich an jenem Tage zu ihm in das Zimmer trat, ſchloß Chadiſchi Aga gerade ſein Hjalmenbuch, und nachdem er mich über die neuſten Begebenheiten des Tages, über die Gemeinſchule des „Epiarchates“ (geiſtlichen Seelenhirten) ausgefragt hatte, gab er mir ſchließlich ſeinen Karet<sup>4)</sup> und wandte ſich mit folgenden Worten an mich:

„Herr Lehrer, lies mir doch einmal, mein Liebenswürdigster, was auf dem Deckel geſchrieben ſteht.“

Ich ſchlug das mir zugeſchobene Buch auf: die Innenſeite des Deckels zeigte Schriftzüge in ſchwarzer Tinte, und ich las etwa Folgendes:

Im Jahre 1866 wurden wir im manasertſchen Krey geraubt, alle meine Gefährten wurden in unmenschlicher Weiſe ermordet, geſund und unverlezt blieb nur ich, Euer ergebener Diener, weil ich durch ein Wunder vom drohenden Tode errettet wurde. Die Räuber ſuchten mich lange, konnten aber den Platz nicht finden, wohin ich mich geſtüchtet hatte. Durch dieſen Umſtand entging ich dem Tode. Im Namen des Vaters und des Sohnes. Amen!“ . . .

<sup>1)</sup> Aga, großer Herr, Fürſt.

<sup>2)</sup> Tachta iſt eine breite Bank, welche gleichzeitig zum Diwan und auch zum Bett dient.

<sup>3)</sup> Miri — Vater. Ein Beinamen des im türkiſchen Armenien ſehr populären Biſchofs Miriſch Chriſtian.

<sup>4)</sup> Karet — bekannter armenischer, religiöſer Schriftſteller.

Ich glaube, es ſtand noch mehr da, aber die Einzelheiten ſind mir jetzt entfallen; immerhin war das oben Geſagte der Hauptgedanke der Niederschrift auf dem Deckel.

Als ich geendet hatte, ſagte Chadiſchi Aga mit einem munteren Lachen zu mir:

„Ich werde Dir doch einmal ein bißchen aus meinem Leben erzählen, Herr Lehrer. Stelle Dir vor, was für ein Zoaph<sup>1)</sup> ſich mit mir zugetragen hat. Nur einem Wunder verdanke ich mein Leben.“

Und mit einer höflichen Neigung des Hauptes begann der alte Herr ſeine Erzählung:

„Nachdem wir uns in Erzerum mit einer hinreichenden Menge Waaren verſehen hatten, machten wir, einige Kameraden und ich, uns auf die Reiſe nach Wan; ich führte außerdem noch 200 Goldlire mit mir, welche ich in ein Säckchen mit einer Leiſtſchnur feſt ſammengebunden und in einem Quersack gelegt hatte, den ich in der Nacht immer unter meinem Kopfkiffen behielt. Die Flinte ließ ich natürlich nicht von der Seite.“

Ich war zur damaligen Zeit ein tapferer Kerl, wie alle wiſſen, und es waren nicht wenige türkiſche Räuber, die bei Erwähnung meines Namens einen Schauer verſpürten.

Ungefähr am ſechſten Tage unſerer Reiſe kamen wir in Manasert an, wo ich viele Bekannte, ſowohl unter den Armeniern als auch unter den Türken, hatte. Der Haimagam<sup>2)</sup> und der Kjatib<sup>3)</sup> von Manasert waren meine guten Bekannten. Ich hatte ihnen nicht ſelten wichtige Dienſte erwieſen und daher kam jedesmal, wenn ich durch dieſe Stadt reiſen mußte, der Haimagam, ſobald er meine Ankunft erfahren hatte, perſönlich zu mir und nöthigte mich faſt mit Gewalt in ſein Haus. Am nächſten Tage pflegte er dann, wenn ich es nur wünſchte, mir einige Sworti<sup>4)</sup> als Führer und Schutz zur Verfügung zu ſtellen, damit ich ohne Gefahr durch den Krey von Manasert<sup>5)</sup> reiſen könnte.

Um kurz zu ſein, liebenswürdigster Herr Lehrer, zwei Stunden nach meiner Ankunft in Manasert kam der Haimagam mit dem Kjatib zu mir und nöthigte mich ſehr gegen meinen Willen in ſein Haus. Ich war lange Zeit mit mir uneinig, was ich wohl mit dem Quersack anfangen ſollte, in welchem meine 200 Goldlire ſich befanden. Ihn dort zu laſſen, wo ich abgeſtiegen war, wäre ſehr riskant und ihn mit mir in das Haus des Haimagam zu nehmen, geradezu gefährlich geweſen. Der Haimagam beſtand aber hartnäckig darauf, daß ich zu ihm kommen ſolle, und da es unklug von mir geweſen wäre, ihn zu erzürnen, ſo verſprach ich ihm, in einer Stunde zu ihm zu kommen. Ich ging zu einem mir befreundeten Kaufmanne, der den Quersack mit dem Gelde in einer Vorrathskammer verſchloß, deren Schlüssel ich mit mir nahm. Darauf ging ich zum Haimagam.

Ich weiß nicht, woher dieſer einen Muſikanten aufgeſiſcht hatte, jedenfalls brachte er einen ſolchen mit, und zwar einen Kementscheſpieler, welcher mich mit den unharmonischen und falſchen Tönen ſeines widerlichen Inſtrumentes faſt verrückt machte. Wein war hinreichend vorhanden. Bei meiner Ankunft waren der Kjatib und der Einnehmer der Abgaben ſchon bei dem Haimagam, und alle rauchten wie die Schufter, ſo daß

<sup>1)</sup> Zoaph — Wunder, ungewöhnliche Begebenheit.

<sup>2)</sup> Haimagam entſpricht ungefähr unſerem Landrath.

<sup>3)</sup> Kjatib iſt der Schreiber des Landraths und ſeine rechte Hand.

<sup>4)</sup> Sworti — Kavalleriſten.

<sup>5)</sup> Krey von Manasert iſt eine ſteinige, wasserarme Ebene auf dem Wege nach Wan. Die Gegend iſt ungemein gefährlich, weil dort fortwährend räuberiſche Ueberfälle ſtattfinden. Die Kurden können dort ihre Gräueltaten ungeſtraft ausführen, weil eine gerichtsliche Verfolgung der Räuber faſt immer ohne Erfolg iſt, was der Unbequemlichkeit des ausgebreiteten Kreys und auch den ſchlechten Verhältniſſen zuzuschreiben iſt.

ihnen nachher davon selbst übel wurde. Das Mittagessen verlief heiter und nach demselben gingen wir, auf den asiatischen Dächern sitzend und vollständig eingehüllt in den Qualm der Margilehs, an zu plaudern, wozu wir Kaffee tranken. Der Haimagam fragte nach den Handelsgeschäften, der Kjatib nach Bekannten in Erzerum und der Einnehmer der Abgaben nach den dortigen Zolleinkünften und der letzten Ernte. Das Gespräch wandte sich nachher abermals auf den Handel und ich äußerte mich darüber, daß derselbe nicht eher zur Blüthe gelangen könnte, als bis sich der gegenwärtige unsichere Zustand der Handelsstraßen gelegt haben würde. So z. B. sagte ich, fängt wenige Schritte von uns entfernt der Manastertische Krey an und durch denselben reisen, bedeutet mit dem Leben abschließen. Wer die pekuniäre Möglichkeit hat, nimmt einige Sworri zur Bedeckung mit, um ungefährdet über diesen verfluchten Platz zu kommen, aber was soll derjenige thun, der nicht im Stande ist, diese unerfährlichen Beamten zu befriedigen? Er muß entweder sein Leben auf's Spiel setzen oder überhaupt nicht dort reisen. Es hat nicht Jeder Lust, sich in dieser Wüste zum Felsmartyrer machen zu lassen. Und so ist es fast auf allen Handelsstraßen, es giebt noch so manchen ebenso gefährlichen Krey, wo sogar Euer berühmten Sworri nicht im Stande sind, einen Menschen ungefährdet hindurchzuführen.“

Ich sagte noch mehr Derartiges, obgleich der Haimagam mich vom Gegenteil zu überzeugen bemühte. „Es ist schon ein Befehl von Konstantinopel aus unterwegs, welcher den Brückenbau und die Anlage von Handelsstraßen befehlt, aber glaubst Du mir, Efendi, seit der Zeit, daß der Befehl von dort ausging, sind nun schon 20 Jahre vergangen und noch immer ist derselbe nicht bis in unsere Gegend gekommen.“

Der Kjatib fragte so von ungefähr, weshalb ich denn persönlich die so gefährliche Reise unternommen habe, er könne sich doch nicht vorstellen, daß es nur zu dem Zwecke wäre, Fuchsbälge zu kaufen (ich hatte anfangs den Einkauf von Fuchsbälgen als Reisezweck angegeben), diese brauchte man doch nur auszusprechen. Ich bemühte mich lange, eine richtige Antwort zu finden, denn ich wollte nicht sagen, daß ich Geld nach Wan zu bringen hatte, aber ihre dringenden Fragen veranlaßten mich doch, so leicht hinzuzugagen:

„Nun, ich bringe auch ein paar Goldstücke nach Wan.“

Unmittelbar darauf wurde der Gesprächsgegenstand geändert und es war bereits Mitternacht, als man mich in das für mich bestimmte Zimmer führte, wo ich denn auch auf weichem Kissen sofort einschlief.

Am anderen Morgen erwachte ich ziemlich spät, nach dem gestrigen Trinkgelage war mein Kopf sehr wüth und schwer und da selbst einige Schalen Wein mich nicht herzustellen vermochten, mußte ich mich entschließen, diesen Tag noch in Manastert zu bleiben und ich hielt mich bei mir befreundeten, armenischen Kaufleuten auf. Erst als ich vollständig zur Besinnung gekommen war, erinnerte ich mich des gestrigen Gesprächs und ein dunkles Vorgefühl von schlimmen Dingen ergriff mich beim Gedanken, daß nun der Haimagam und der Einnehmer der Abgaben von meinen Goldstücken wußten.

Doch was konnte ich thun! Ich entschied mich schließlich dafür, mehrere Sworri mit mir zu nehmen, und bereitwillig stellte mir der Haimagam deren sechs zur Verfügung, unter deren Bedeckung sich denn unsere Karawane am Abend beim Anfang des Krey befand. Wir reisten, wie man das hier gewöhnlich zu thun pflegt, während der Nacht, um am Tage in dieser wasserlosen Gegend nicht gar zu sehr unter der Hitze zu leiden.

Ich habe wohl schon gesagt, daß der Krey steinig und wasserlos ist, denn obgleich man an einigen wenigen Stellen Spuren von Anpflanzungen sah, so war doch zur damaligen Jahreszeit Alles von der Sonnenglut völlig verbrannt. Hier und dort sieht man Ruinen, Trümmer zerfallener Häuser, welche den Kurden als Verstecke und als Zufluchtsstätten während des Winters dienen.

Wir hatten Manastert noch nicht weit hinter uns, als der Mond anfang aufzugehen und die finstere Gegend beleuchtete, aber nach und nach bewölkte sich der Himmel, und die Mondscheibe wurde wieder unsichtbar. Trotzdem blieb es doch so hell, daß man in nächster Nähe alle Gegenstände unterscheiden konnte, wenn auch auf mehr als 20 Schritte selbst größere Körper nicht mehr sichtbar waren. Meine Reisegefährten sangen und rauchten, ich jedoch empfand ein unbestimmtes Gefühl von Furcht. Ich legte die geladene Flinte quer über den Sattel und sah mich scharf nach allen Seiten um, und jedesmal packte mich ein Schauer und eine unerklärliche, mir sonst fremde Furcht, wenn

wir an Ruinen oder an Stellen vorbeikamen, in deren Nähe sich Hohlwege oder Schluchten befanden.

Ohne Aufenthalt setzten wir unsere Reise bis nach Mitternacht fort; um 1 Uhr machten wir Halt und nahmen unser Nachtessen ein, um den sich fühlbar machenden Hunger zu stillen. Ich wurde wieder etwas zuversichtlicher, denn noch etwas mehr als zwei Stunden, und wir hatten diese verfluchte Gegend im Rücken.

Wir hatten uns kaum wieder auf die Pferde gesetzt und ich war ein wenig vorausgeritten, als hinter mir laut werdende Stimmen mich veranlaßten, anzuhalten und zurückzukehren. Da sah ich, wie die Begleiter unserer Karawane sich schon ziemlich zerstreut hatten und aus einer Ruine fünf bis sechs Berittene mit lautem Geschrei auf uns zuprengten. Die zerstreuten Sworri luden zwar eiligst ihre Flinten, ich bemerkte aber, wie sie nur ein paar Mal in die Luft schossen und sich eiligst zur Flucht wandten, so daß man gar nicht unterscheiden konnte, wohin sie verschwunden waren.

Die Räuber, welche unsere Karawane überfielen, waren Kurden. Einen von ihnen hatte ich über den Haufen geschossen und wollte mich nun auch zur Flucht wenden, als mir ein Anderer zuschrie:

„Hoh! Wohin trippelst Du denn? Wart ein klein wenig und laß mich Dir erit beim lebendigen Leibe Dein ungläubiges Fell abziehen, Du Gaur!“

Er schoß auf mich und verwundete mein Pferd. Im selben Augenblick sprang ich zur Erde. Das Gefühl der Selbsterhaltung ließ mich alles Andere vergessen und nur auf die Rettung meines Lebens bedacht sein. Ich sah mich nach allen Seiten um, um ein Versteck zu finden, und während die Räuber meine Leute erschlugen und die unglücklichen Opfer söhnten, schrieen und die Wüder verfluchten, stürzte ich über ein Loch im Boden und fiel hinter einen mächtigen Felsblock, wo ich für einige Zeit besinnungslos liegen blieb.

Der Platz, auf welchen ich hinstürzte, war äußerst geeignet, sich vor Jemand zu verbergen, ohne Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden. Es war ein mächtiger Felsblock, welcher an seinem Fuße eine gewölbte Vertiefung hatte, in der sich bequem ein Mensch verstecken konnte. Ich legte mich in meinem Zufluchtsort ganz zurecht, und indem ich den Kopf ein wenig erhob, konnte ich die Kurden beobachten, die als unbestrittene Herren des Schlachtfeldes ungestraft ihre Schandthaten ausführten konnten.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Schillers Sohn Ernst.

(Geb. 11. Juli 1796.)

Von Heinrich Glücksmann (Wien).

Was über Schiller geschrieben wurde, ist tausendmal soviel, als was er selbst geschrieben hat, und jede Leipziger Messe vermehrt noch die Schiller-Literatur. Scharf umrissen steht die Gestalt unseres größten Dramatikers vor uns, klar liegt sein Lebensweg da; wir kennen seine Ansichten und Absichten, die Quellen und Ziele seiner Thaten. Jeder deutsche Mann, der auch nur in flüchtige Beziehungen zur literarischen Bildung getreten ist, trägt mindestens einen Schattenschein vom Dichter des „Wilhelm Tell“ in der Seele.

Merkwürdigerweise hat sich jedoch das allgemeine Interesse dem „Fleisch und Blut“ des Dichters, seiner Familie niemals in solchem Maße zugewendet, daß auch nur das ganze gebildete Publikum über Wesen und Schicksale von Schillers Kindern und Kindeskindern unterrichtet wäre. Hierin liegt ein Zug ungewohnter Pietätlosigkeit, eine Spur von Undankbarkeit wider Willen. Und das ist bedauerlich. Denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamm und der Vater kann keinen reicheren und verständlicheren Commentar finden, als den Sohn. So finden sich auch die Grundfarben von Schillers Charakter, die bestimmenden Züge seines physischen Gesichts im Wesen seines zweitgeborenen Sohnes Ernst, dem also am Centennartage seiner Geburt schon darum näher zu treten sich verlohnte, wenn er nicht auch an sich ein „prächtiger Kerl“ gewesen wäre, ein Race-Mensch, vor dessen Bekanntheit man nicht aus Furcht vor Langeweile zurückzuschauen braucht.

Dieser rheinpreussische Richter, der im Alter von 22 Jahren die weimarische Heimath verläßt, weil sein Ehrgeiz in der arbeits-



losen Titelstellung eines großherzoglichen Kammerassessors und Hofjunkers kein Genügen findet, und der von der Pike an die Laufbahn eines preussischen Gerichtsbeamten bis zum Appellationsrath und bis hart an's Ministerium durchläuft, dieser tüchtige Mann war der echte Sohn seines großen Vaters, ihm nicht nur körperlich ähnlich, auch verwandt in Neigungen und Grundzügen, Ansichten und Gesinnungen, in Geistes- und Gemütheigenschaften. Aber er theilte auch das betrübende Schicksal der meisten Söhne hervorragender Väter. Der Druck des gewaltigen Genius, dessen Lippen ihn liebend geküßt, dessen Blut seine Adern durchströmte, wirkte lähmend auf den Flügelschwung seines eigenen Talentes; Ernst von Schiller wurde nur darum kein Dichter, weil er der Sohn eines Dichters und eines der bedeutendsten war; wie die Sproßlinge Goethes und Mozarts wurde auch er „die trauernde Cypresse an seines Vaters Monument.“

Ohne poetisches Talent und Lust, es zu üben, war er nicht; sein Geist wie sein Körper waren von väterlicher Seite „erblich belastet“. Am 11. Juli 1796 zu Jena geboren, wo Friedrich Schiller damals an der Universität Geschichte dozirte, war der Junge wohl ein kränkliches, aber ein sehr gewecktes Kind mit stark ausgeprägten geistigen Interessen. Er ging kaum zwei Monate zur Schule, als die Mutter bemerkte, daß er Wochenblätter und Komödienzettel las und die Landkarte studirte. Schon als Dreifährhoh von acht Jahren begrüßte Ernst seinen Vater mit einem Glückwunsch in Distichen, an denen vor Allem die strenge Form, aber auch manche gedankliche Wendung verblüfft, sobald man geneigt ist, den jungen Schiller für ein Wunderkind zu halten. Seine Entwicklung zu leiten und zu beobachten, war dem Vater nicht gegönnt; er starb in demselben Jahre, für das ihm das Büchchen gewinlich hatte:

„Oft noch sollen Dich Blüten und Frucht zu Gefängen begeistern,  
Ich auch schenke Dir Lust, schenke mir Freude auch Du!“

Den Ruhm des ererbten Namens zu vermehren und dadurch selbst zu verdienen, diese Sehnsucht mag heiß in der Seele des Knaben aufgestiegen sein und seinem Streben die Bahn gezogen haben, sobald er erst zur vollen Erkenntniß der Stellung gelangte, die er als Friedrich Schillers Sohn in der Welt einnahm. Und diese Erkenntniß mag ihn vielleicht schon im lustigen Kinderspiele überkommen haben, dessen Schauplatz das Berliner Königsschloß war und in dem er und sein älterer Bruder Karl die königlichen Prinzen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. und den späteren Kaiser Wilhelm I. zu Kameraden hatten, eine Kameradschaft, die sich auch in's Leben fortspann und zu häufigen angenehmen Begegnungen führte. Er fühlte die Verpflichtung, sich solcher Auszeichnungen, die ihm jetzt als dem Sohne eines großen Vaters zuthell wurden, durch sich selbst, durch eigene Leistungen würdig zu erweisen und suchte vorerst jene Erfolge in den väterlichen Fußspuren.

Vom zwöften Jahre ab dichtete Ernst mit wahrer Leidenschaft. Zwei größere epische Dichtungen „Gustav Adolph“ und „Die Nixe der Saale“ entkamen diesem Jahre; das nächste, ein fünfaktiges Trauerspiel, „Coligny's Tod“, und ein Carmen, das er am 1. Juli 1810 der Tochter des Großherzogs, Prinzessin Karoline Louise, zur Vermählung widmete, erregte bei Hofe Sensation. Er weist auch wirklich manchen hübschen Gedanken und manches glückliche Bild auf, „Schiller“ aber allzu abschüchlich in sprachlichen Gewande, eine Nachahmung, die just hier so natürlich ist und von der Ernst Schiller in seinen poetischen Versuchen, wie das im eben eröffneten Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrte Bündel seiner Gedichte beweist, nicht mehr los kam, wie er sich auch im Aeußeren als Sohn seines Vaters niemals verleugnen konnte. In Briefen seiner Mutter und Großmutter ist oft von seiner erstaunlichen und wunderbaren Aehnlichkeit mit Schiller, die in Mienen und Stellungen schon sehr früh hervorgetreten war, die Rede. Bildhauer Danneder, der Schöpfer der klassischen Schiller-Büste, also ein authentischer Zeuge, fand auch, daß der Kopf des Knaben dieselbe Form habe, wie der seines Vaters. Diese Aehnlichkeit verwichtete sich nicht; sie trat vielmehr immer auffallender hervor und machte Ernst zum besonderen Liebling Goethes und aller Freunde Schillers, die sein Andenken häßlich im Herzen begien; nur wurde immer bemerkt, daß Ernst hübscher sei. Noch am 20. Juli 1822, nach einer Begegnung mit dem 26 jährigen Landgerichts-Äfessor in Köln, schrieb Karoline von Humbold an seine Mutter: „Ernst ließ mir einen sehr freundlichen Eindruck zurück und seine Aehnlichkeit mit seinem Vater ergriß mich tief.“

Später kam zu denselben Zügen durch dasselbe Leiden auch noch derselbe Ausdruck und dieselbe gebeugte Haltung, während

die Frische und Elastizität der Jugend die Aehnlichkeit nur auf charakteristische Einzelheiten beschränkt hatten. Als Ernst im Fasching 1811 auf einem Maskenball bei Hofe als Marquis Fofa erschien, fand man „etwas Edles und Idealisches in seiner Figur.“ Er war damals noch nicht fünfzehn Jahre alt, lernte erst später im Frühjahr tanzen, wurde dann im Winter desselben Jahres konfirmirt, und Stiftsproprediger Horn gab der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, der von dem Knaben besungenen Prinzessin Karoline Louise, die ihm stets ein wohlwollendes Interesse bewahrte, den folgenden Bericht: „Der junge Herr von Schiller ist nunmehr konfirmirt. Beinahe ein halbes Jahr ist er zu mir gekommen, und ich habe Gelegenheit gehabt, seinen Geist und sein Gemüth kennen zu lernen. Er verdient Aufmerksamkeit. Neben der Fähigkeit, rein aufzufassen, das Gedachte fest zu verbinden und es mit einer prägnanten Kürze auszudrücken, neigt sich sein Sinn zu dem Ernstlichen und Großen. Phantasie und Vernunft sind in ihm vorherrschend, und da er sich mit dem Wissenschaftlichen eifrig beschäftigt, so kann er vorzüglich werden. . . Ich wünsche von Herzen, daß seine leibliche Natur sich stärken möge; dann wird seine gute Mutter hoffentlich viel Freude an ihm erleben.“

Mit dieser „leiblichen Natur“ war es aber leider schlecht bestellt; die Maschine stockte und kratzte jeden Augenblick. Er hatte manches Gute vom Vater in's Leben mit erhalten, doch auch das Schlimme, die schwache, kranke Brust, die durch das Studentenleben in Heidelberg und Jena nicht gekräftigt wurde. Er scheint da recht toll gelebt, keinesfalls aber sich geichont zu haben. In einem Briefe an die Mutter (vom 10. Juni 1812), der gegen den Schluß die Mittheilung enthält: „Kürzlich war hier wieder ein Duell. . . Beide kamen 10 Tage aufs Karzer,“ sich rieb er: Die größten Wünsche, die ich jetzt habe, sind, viel zu arbeiten und gut zu sechten. Das Sechten ist hier eine wichtige Sache; nicht wegen häufiger Duelle, sondern weil man dadurch ein größeres Vertrauen auf sich selbst bekommt und nicht Anderen nachzusehen braucht; ich habe alle Tage Sechsstunde. Mit dem Reiten geht es ziemlich gut. Ich bin am Sonntag 14 Stunden lang geritten. . .“ Einem Jüngling, der Reime der Lungenanschwindsucht in sich trug, konnten solche Distanzritte und tägliche Schlägerübungen nicht gut thun. So ist es denn kein Wunder, daß er trotz seiner Kriegslust unter die Freiwilligen von 1813, weil „wegen Unbeständigkeit seiner Gesundheit den Anstrengungen eines Krieges nicht gewachsen,“ keine Aufnahme fand.

Nach vollendeten Rechtsstudien und, trotz mancher Quälgeleien, guten Prüfungen strebte Ernst einer staatsmännischen Laufbahn in der Heimath zu, gewann aber keine Aussicht auf eine rasche Verwirklichung seiner Wünsche. Er suchte diese denn auf anderem Boden. Seine Tante Karoline von Wolzogen versuchte, ihm das Interesse des dichterisch veranlagten Kronprinzen Ludwig von Bayern zu gewinnen; ihr Schwager, der Militärbevollmächtigte Preußens am Bundestage, General Ludwig von Wolzogen, hatte rascheren Erfolg und erlangte durch Vermittlung des Ministers Freiherrn Wilhelm von Humboldt, eines warmen Freundes der Familie Schiller, Ernsts Aufnahme in den preussischen Staatsdienst. Man sah ihm ungern aus Weimar scheiden; bei Hofe, wo man die Anflage ohne Worte verstanden haben mochte, grollte man ihm sogar darob. Auch Goethe beklagte Ernsts Fortgehen und bekannte, daß er für seinen Lebensabend auf den Umgang mit ihm gerechnet habe. Er gab ihm aber dennoch Empfehlungen mit nach Köln, wo der junge Schiller am Kreisgerichte als kleiner unbefolgelter Äfessor seine erfolgreiche richterliche Karriere begann, der man im Rheinlande noch heute ein freundliches Andenken bewahrt.

Viel, aber immer flüchtig, wenn auch häufig mit ernstem und ehrbaren Absichten verliebt, ward er im Jahre 1823, in dessen zum Landgerichtsassessor aufgestiegen, um die Schwester eines Freundes, Frau von Mastiaux, vierzehn Jahre älter als er und Mutter eines fast erwachsenen Mädchens. Allen Befürdhtungen zum Trotz, fand er in dieser Ehe volles Glück, obwohl sie kinderlos blieb. Im Leben war seine Gattin jünger als er, lebensfroher, und sie strich ihm manche Falte von der Stirne, tachte und koste ihm die Schmerzen aus dem kranken Körper, die Sorgen und Verdrießlichkeiten aus dem unbefriedigten Gemüthe. Die Muse gab ihm keinen Trost mehr; der Beamtenrock hatte sie vertrieben, der Attenstaub die Poesie erstickt. Ernst war ganz Richter und nur zu Späß und Zeitvertreib noch Dichter. Völlig zum Zuggaul hatte sich aber sein Pegasus auch im Jodge nicht verpöbelt. Ernst lebte und webte mit begeisterter Pietät im Andenken des Vaters und hauptsächlich sein Verdienst war die Herausgabe des Schiller-

sich  
itter-  
mter  
illen.  
nehr  
d im  
d ich  
ende  
Da  
nlich  
ttene  
vortr  
nur  
sucht  
n sie  
aren  
offen  
ein  
enig  
iges  
elben  
tung  
ines  
um  
er-  
die  
fiel  
te-  
met,  
deckt  
inem  
quern  
Zu-  
hob,  
erren  
öhren  
viel,  
ver-  
Ge-  
dens-  
ellen  
nur  
in ist,  
helm  
erese  
is in  
libete  
und  
unbe-  
illen.  
vom  
heren  
Züge  
renen  
schon  
in sich  
dessen  
neuen  
öhren  
dette-

Goethe'schen Briefwechsels und der Schiller-Biographie Karolinen von Wolzogen. Die Leiter der Beamten-Karriere stieg er, ohne Protektion, nur auf Grund seiner Leistungen, Stufe um Stufe hinauf und die Achtung, die man ihm zollte, war erungen, sie galt nicht allein dem ehrwürdigen Namen. Bei der Enthüllung des ersten Schiller-Denkmal (in Stuttgart am 8. Mai 1839) wurde er ganz besonders geehrt und ließ beim Festmahl als Vertreter der Familie Schiller Württembergs König und Volk hoch leben. Später nahm er seinen Neffen Fritz zu sich, um den einzigen Stammhalter im Geiste des Großvaters zu erziehen. Aber er konnte sich dieser Aufgabe nicht lange widmen. Am 19. Mai 1841 that die schlechte Lunge, die er geerbt, den letzten Athemzug. An seinem Sarge weinten viele Hunderte in inniger Verehrung des braven Sohnes eines erhabenen Vaters, der dieses würdig gewesen, ob er auch den Glanz seines Namens nicht hatte erhöhen können.

## Allerlei.

Der Karzer der Universität Berlin, der im Parterregechoß des westlichen Flügels sich unmittelbar an die Hörsäle anschließt, gilt im Allgemeinen als eine sehr profanische Einrichtung. Er ist auch in der That nicht von dem poetischen Hauber umwoben, der dem baun retro in Jena und Heidelberg eigen ist. Doch wenn auch hier die nüchternen Wände keine Freskobilder zeigen, gebietet wird von den Mäusenöhrnen auch hier. Manchen hat der beschauliche Aufenthalt zur inneren Einsicht gemahnt, und einer schrieb in solcher Stimmung:

„Einsam in der Zelle schmachten  
Ist zwar ein ganz idyllisch Leben;  
Doch man kann hier all sein Trachten,  
Seine Thaten und sein Streben  
Ersichtlich auf die Waage bringen. . .“

Jeder singt natürlich ein Lied davon, wie er in den Karzer gekommen ist. Einer verdankt es der „Nacht“ eines Kommilitonen, der wegen der Bezeichnung „Kneifer“ beim Richter gegen ihn Beschwerde erhoben hat:

„Denk auch noch in deinem Herzen,  
Wie die Tapferkeit so selten,  
Und der Klub weißt Weibbraucherzen  
Seinem todesmuth'gen Helden . . .  
Doch wie nach Studentenlitte,  
Nach der Kavaliere Pflicht  
Für beschimpfte Ehr' er stritt,  
Das weiß dieser „Kneifer“ nicht!“

Ein Anderer kam 14 Tage in den Karzer wegen einer Scene, die sich vor der Thür eines Hörsaals abspielte:

„Einer hob da grad' die Hand,  
Schlug den Andern fühlend hinter's Ohr,  
Dass er 'n Klemmer gleich verlor,  
Drehte sich kaktägelnd um  
Und verließ das Publikum.“

Auch dieser Gewaltakt war durch eine „Kneiferei“ veranlaßt. Der Attentäter, der noch obendrein das „Kommilitum“ bekommen hatte, tröstete im Karzer sich mit dem Gedanken:

„Wenn vorüber ist das Eigen,  
Wollen wir nach Halle sitzen,  
An der Saale hellem Strande  
Pfeifen auf die Kneiferbande.“

Fatal ist es, wenn die „Hast“ gerade in die holde Ferienzeit fällt, wie es einem der Karzerdichter ergangen:

„Leer ist rings der ganze Ort,  
Alle Freunde sind schon fort,  
Nicht mehr das gewohnte Brausen  
Hör' ich in den Ohren sausen.“

Die Andern weisen schon zu Hause und erzählen dem Vater — nicht von lustiger Menur, das würde seinen Born erregen — „nein, wie fleißig sie gewesen, wenn man thät Collegia lesen“:

„Einer ist allein noch da,  
Kann nicht fort zu dem Papa;  
Einsam sitzt er auf dem Karzer,  
Eingekerkert wegen schwarzer,  
Furchtbar frecher Frevelthat,  
So er fühlend begangen hat.“

Selbst die hochnotpeinliche Karzerordnung des Universitätsrichters ist der Parodie nicht entgangen. Ihre Bestimmungen sind etwas streng, und ein launiger Studiosus Juris — er nennt sich Universitätsrichter in spe — hat es daher unternommen, mildere Sätze aufzustellen. So heißt es im § 8:

- a. Wer im Karzer magt zu rauchen,  
Brantwein gar zu trinken magt,  
Wird auf harte Strafen verurtheilt  
Bei dem Richter gleich verklagt.
- b. Doch wird diese schöne Regel  
Nicht so gar genau genommen;  
Bin so manchmal nach der Freizeit  
Mit der „Buddel“ durchgekommen.
- § 14 a. Abgeschlossen von den Menschen,  
Von der Menschheit Thun und Treiben,  
Muß der arme Eingesperrte  
Jederzeit im Karzer bleiben.
- b. Eine Ausnahme nur giebt es:  
Nämlich wenn die „Schwestern“ kommen,  
Den Besuch hier zu empfangen  
Ist dem Studio unbenommen (§)

So giebt es selbst im Karzer mancherlei Kurzweil, aber schließlich ruft doch Jeder:

„Mag dies Loch der Böse holen!  
Schluß nun hiermit! Gott befohlen!  
Ich geh' fort auf leichten Sohlen!“

Man sieht aus diesen Karzerblüthen, daß auch das „Arrestlokal“ der Berliner Studenten mit denen zu Jena und Heidelberg weitläufig kann. Zwar stehen die Berse nicht auf Tisch und Wänden, aber — die Spagen pfeifen sie vom Dache!

Der schlafende Fakir — ein Schwindler. Die Tausendjahr-Ausstellung in Budapest ist um eines ihrer größten Schaustücke ärmer. Vorgestern, so wird der „Prestburger Hg.“ geschrieben, sollte das bisher ungelöste Räthsel der schlafenden Fakire, über welches sich nicht nur das Publikum, sondern auch hervorragende Mediziner den Kopf zerbrochen hatten, eine unerwartete Lösung finden. Ein witzbegieriges Mitglied unserer Polizei war von einer unbezwingbaren Neugier, getrieben, zu ergründen, was der schlafende Fakir außer den angezeigten Geschäftsstunden mache, und ehe die beiden wachhaltenden Bosniaken sich dessen verriethen, hatte der Polizist die geheiligten Räume betreten. Ein Anblick für Götter! Der „eingeschlaferte“ Fakir lag in seinem Glasarge aufrecht und — spielte im Verein mit seinen beiden Kollegen Mariage (ein beliebtes Kartenspiel der Fakire). Seit vorgestern ist die Bude der Fakire geschlossen.

Zweierlei Standpunkt. 1. Lehrjunge: „Ne wie geht's in der Lehr, Gd?" — 2. Lehrling: „Die Meester habe ich bald satt kriegt, sie mir aber noch nie.“

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Einen Blick von der Walhalla finden wir in einem „Regensburger“ betitelt und mit vielfarbigem prachtvollen Bildern versehenen Artikel beschrieben, den die bekannte illustrierte Familienzeitschrift „Für Alle Welt“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W., Preis des Vierteljahrsheftes 40 Pf.) in ihrem soeben erschienenen Heft 27 bringt. In wahrhaft begeisterten Worten schildert der Verfasser den Ausblick von diesem herrlichen deutschen Bauwerk. Er sagt u. A.: „Und wenn wir hinaustraten auf die ragende Terrasse vor der Walhalla, dann schweift unser Blick trunken über das herrliche deutsche Land, über die bayerischen Gefilde. Majestätisch rollt zu unseren Füßen, tief im Thale, die Donau dahin; wir grüßen das alte Regensburger mit seinem himmelanstrebenden Dom; und weiter schweift der entzückte Blick über Burgruinen und Hügel und Wälder hinaus in die dämmernde Ferne bis zum dunklen Berggelände des bayerischen Waldes und bis zu den silbernen Firnen der Alpen . . .“ Außerdem enthält das reich illustrierte Heft neben den beiden laufenden Romanen, einer Anzahl Novellen, Gedichte, Humoresken u., noch eine hochinteressante Besprechung neuer deutscher Erfindungen, welche ebenfalls von Zeichnungen begleitet ist, einen Artikel über das Wesen des Erfindens“, einen solchen über „Zuckerrohr“, über ein Tragbares Zweirad“, sowie einen Artikel über „Die Abreise der Schutztruppe für Südwestafrika“; das zu diesem Artikel gehörige Bild zeigt die Einschiffung des kürzlich abgegangenen Erlasses der Schutztruppe in Hamburg nach einer Photographie. Den ganzen Inhalt an hochkünstlerischen Bildern und allgemein interessanten textlichen Abhandlungen anzuführen, müssen wir uns leider des knappen Raumes wegen versagen, doch wollen wir noch anführen, daß die Redaktion in diesem Hefte eine interessante literarische Neuigkeit bekannt giebt. Sie hat ein neues eminentes Erzählertalent entdeckt und wird den neuen Jahrgang von „Für Alle Welt“ mit einem Roman aus der Feder desselben — „Josef Viktoria“ von Hanna Brandensfel — beginnen. Man darf auf diesen am literarischen Himmel neu aufgehenden Stern gespannt sein.